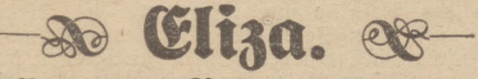


Unterhaltungs-Beilage
zur
Deutschen Rundschau

Nr. 3. **Bromberg, den 4. Januar** **1929.**



Eliza.

Roman von **Rudolph Stratz.**

(2. Fortsetzung.)

Er beugte im Sitzen den zopflosen, nach neuester Sitte kurzgeschorenen Blondkopf nach vorn und schnitzelte spielerisch mit seinem Messer an der Spitze des Kahns herum. Sein Profil, das er der Demoiselle Dullenkopf zuwandte, zeigte eine zähe, harte, in festen Linien geschlossene Kühnheit. Die Mainzer Untertanin oben begriff nicht, daß diesen verwegenen Napoleonsfeind die Sonne belästigen könne. Aber sie stand still, um den Bösewicht nicht aus seiner beschaulichen Ruhe zu bringen. Sie glaubte, wenn sich die drei roten Schulterkragen seines Spenzers beim Hantieren mit dem Messer am Schiffsschnabel verschoben, in der Ausbuchtung der Brusttasche das siebenfach versiegelte Dokument zu erkennen, an dem das Schicksal Europas hing. Diesen Brief mußte man ihm abnehmen. Dann konnte man ihn ja laufen lassen. Sie neigte sich über den Bootsrand. Sie öffnete den Mund.

„So verharre doch die Demoiselle auf ihrem Platz, wie ich sie gebeten habe!“ rief der Fremde unwirsch. Er arbeitete da unten, daß die Späne flogen. Die Modistin fügte sich, um ihn nicht zu reizen. Sie beschattete ihn wieder mit ihrem Schirm und mit ihrer zierlichen Gestalt. Sie sagte drängend:

„Ich, an des Monsieurs Stelle, würde, wie wir anderen Reisenden auch, tant bien que mal Quartier im Fährhaus nehmen!“

„Im Fährhaus werde ich umgebracht und in die Weichsel geworfen!“ Der junge Mann schnitzte emsig. „Das einäugige Subjekt denkt doch nicht daran, mich über die Weichsel zu setzen. Er wird jetzt gleich fahrtfertig kommen und verlangen, daß ich die Hälfte des Fahrgeldes, für den Fall, daß er unterwegs ertrinkt, ihm drinnen im Haus für sein Weib und Kind auf den Tisch zähle! Im Haus sind, nach meiner Zählung, bis jetzt zehn Polen verborgen! Das ist zu viel für einen friedlichen Musterreisenden in Kattun und Zephir ... Wackele die Demoiselle doch nicht mit ihrem Sonnendach, wenn ich submissest bitten darf, sondern rühre kein Glied, wie auf der Wachtparade in Potsdam ...!“

Die Demoiselle Dullenkopf stand still. Auch ihr Herzschlag stand still. Sie bekam kaum mehr Atem. Ein bleiernes Entsetzen legte sich ihr auf die Brust: Sie wollen aus mir eine Mörderin machen ... eine Mörderin ...

„Sie erwägen jetzt, Demoiselle, ich könnte mich in den Wald retirieren!“ sprach, mit seiner Arbeit im Boot beschäftigt der Fremde, als ob er ihre Gedanken erriete. „Dort liegt schon, seit Sie hierher kamen, ein alter, roter, dem Preußenkönig desertierter Towarczysz und noch ein paar Schlachzizen mit ihren Donnerbüchsen auf der Lauer. Man versenkt mich dort in den Sumpf. Das ist der ganze Unterschied! Die Demoiselle sieht: Es gibt nur einen Ausweg: hinaus auf die Weichsel!“ Er klappte sein Messer zu und schob es befriedigt in den Hosensack. „Und das bald! In fünf Minuten bin ich tot.“

... Durch mich ... Auch über mich sein Blut ... Die Mainzer Modistin stand mit starren Augen ... am ganzen Leib zitternd ... Der Preuße nestelte gebückt und hastig vorn am Schiffsbord. Er murmelte dabei, etwas unruhiger als bisher.

„Habe die Demoiselle die Gewogenheit und melde mir, wenn der Fährmann kommt ...“

„Eben tritt er aus dem Haus!“ Die Mamsell Dullenkopf rief es fast unwillkürlich. Ein Schauer von Spritztropfen übersprühte sie vom Schutenrand bis zur Schuhschleife. Der Fremde war mit einem Satz in das seichte Uferwasser gesprungen. Er warf die Eisenkette beiseite, die den Kahn am Landpflock festhielt, und jetzt begriff die Demoiselle, daß er mit seinem Messer den Haltering der Kette aus dem Holz der Bootspitze herausgeschnitten hatte. Er schob, bis zu den Knien watend, das Fahrzeug in tieferes Wasser und schwang sich im letzten Augenblick wieder hinein. Der Nachen schoß in das Gegurgel und Geschäume des freien Stroms und pfeilschnell flußabwärts. Der Preuße drinnen schaufelte sitzend aus Leibeskräften mit einer Bohle des Bodenbelags, und nun verstand die Demoiselle Dullenkopf, warum er diese faulig-feuchten Bretter vorhin zum Zeitvertreib aufgehoben und wieder hingelegt hatte. Mit dem Stück Holz als Handruder zwängte er sein dahingerissenes Schifflein in die Weichselmitte hinaus. Es wurde schon winzig wie eine Nußschale. Er selbst schrumpfte zu einem fernen, dunklen Punkt zusammen. Der einäugige Ferge stand mit geballten Fäusten. Die aus dem Fährhaus und Föhrendickicht gestürmten Edelleute hielten ratlos die Pistolen in der Faust. Es war gar keine Zeit gewesen, zu feuern.

„Eine Fahrt auf Leben und Tod!“ sprach der Wiesenvogt. Der Oratorienheizer blinzelte unter der vorgehaltenen Hand. „Er treibt im Sturm zwischen den überschwemmten Erleninseln hin ...“

„Jach seh nix mehr von dem Preußenleben!“ Mendel Zeisig zog die Kaftanschultern hoch. Neben ihm bestätigte der düstere Baß des hochwürdigen polnischen Kaplans Batycki: „Effugit — evasit — erupit!“

„Seine Mitverschworene wenigstens haben wir hier!“

Die Demoiselle Dullenkopf fühlte sich unsanft am Arm gepackt. Der schnurrbärtige Graf Grodecki stand finster in seiner grünen Warschauer Lancier-Litewka vor ihr.

„Wir hatten den Hochverräter durch die Fenster des Fährhauses im Auge. Sie stellten sich mit Ihrem Parasol vor ihn wie eine Schildwache und hinderten uns, zu bemerken, daß er in anscheinend harmlosem Gespräch mit Ihnen den Kahn von der Kette löste! Oh — Mamsell — Ihre Praktiken sind durchschaut ... Sie waren mir schon gleich zu Anfang im Wald verdächtig! ... Gut, daß Sie endlich angefahren kommen, Monsieur Bienassis! Der Fall mit diesen beiden Mainzer Mamsellen fällt in Ihr Fach. Ich übergebe diese Demoiselle hiermit der Geheimen Kaiserlichen Polizei!“

„Und wir werden unsere Schuldigkeit tun!“ sprach der schattenäugige, bleiche ehemalige Abbé und Jakobiner. „Ihre Affäre, meine schöne Dame, schmeckt nach Hochverrat! Man wird Sie im Großen Hauptquartier verhören! Ich werde persönlich Seiner Majestät Rapport erstatten!“

„Das werd' ich selber alles dem Kaiser erzählen!“

Die Polen ringsum lachten auf. Der bartlose Vertraute des Polizeiministers Fouché lächelte ein böses Lächeln.

„Spielen Sie nicht die Naive, mein Kind! Für Dämchen Ihrer Art hat der Kaiser keine Zeit!“

„Wir werden ja sehen!“ Die Demoiselle Dullenkopf zuckte die schmalen Schultern und schritt gelassen zwischen ihren Wachen dem Fährhaus zu. „Ich glaube doch, daß Napoleon mich empfängt!“

*

Vorwärts! Vor fünf Tagen habe ich eine Fahrt über die Weichsel getan, die lausiger war, als dies Gesegel durch das Haff! An die Ruder jetzt! . . . Ich lege jedem von euch noch einen Friedrichsd'or zu!"

Durch die lautlose Morgendämmerung keuchte der Atem der vier Fischer und klatschten die Riemen in dem windstillen Brackwasser der Memelmündungen. Der Fremde stand aufrecht in dem schwerfällig flußaufwärts gleitenden Boot. Er faßte mit einer gewohnheitsmäßigen Bewegung unter die drei roten Schulterklappen seines blauen Reitfracks, ob da in der Brusttasche der Brief noch stecke — der siebenfach versiegelte Brief von Wien nach Tilsit . . . Er nahm den schwarzen Zylinderhut von dem neumodisch kurz gekappten Blondhaar und wandte den bartlosen, hartkantig geschnittenen jungen Kopf nach rückwärts. Ganz fern da hinten — vier, fünf Stunden weit — schimmerte noch über die graue Haff-Fläche das Licht von Nidden auf der Kurischen Nehrung, von der er kam, und erlosch in der ringsum schattenden Schilfwildnis des Ruß.

„Platz, trautstes Mannchen!" Der Musterreiter schubste den einen erschöpften alten Fischer von der Bank, setzte sich, griff selbst nach dem Ruder. Der Kahn ächzte unter seinem wuchtigen Schlag. „Vorwärts!" Der heisere, leidenschaftliche Schrei der jungen Männerstimme weckte das weiße Gesprengel der Möwen auf dem grauen Wasserspiegel aus dem Schlaf. Die wilden Enten im Röhricht lüfteten den Schnabel unter dem Flügel. Drüben, zur Rechten, vor dem schwarzen Moor des Ibenheimer Forstes, spitzten die Elche, die schattenhaft, groß wie Bauernpferde, im Erlenbruch standen, die langen Eselsohren über den Rammsnasen. Weiter — weiter! Ein Ruck! Der Nachen am Ufer! Ein paar sumpfverlorene, binsengedeckte Holzhütten im Zwielicht! Ein verschlafener Litauer . . . Auffunkelnd die zwinkernden Augen beim Glitzern des Goldstücks, im Schein der Stalllaterne, in des Fremden Hohlhand. Angespannt! Rittlings auf einem Brett mit vier Rädern, auf einem Weg, der keiner ist, in weißes Birkengewimmel und weiße Morgenschwaden über schwarzem Moor hinein! Vorn der Gaul, dann der Litauer, hinten der Fremde. Über Wurzeln! Ins Wasser! Durchs Dickicht! Vorwärts! Nach Tilsit! Nach Tilsit! . . .

Da . . . ein Dorf . . . Sausgallen? . . . Der Litauer nickt: Sausgallen! Zwei Tschakos im Zwielicht . . . Zwei erhobene Gewehrläufe mit schwarz dräuenden Mäulern.

„Halt! Wer da?"

„Ein Preuße!"

„Das kann jeder sagen, der uns von Königsberg her in den Rücken pascht!"

„Laßt mich durch — im Namen Preußens!"

Der Leutnant der Feldwache trat rasch aus dem nächsten Bauernhaus, in gelben Hosen und gelben Stiefeln, so wie er geschlafen, nur rasch sich noch die hellgrüne Weste und den hellgrünen Rock mit rotem Aufschlag zuknöpfend.

„Wer ist Er?"

„Herr Leutnant . . . Ist der Friede schon unterzeichnet . . .?"

„Noch nicht! Immer noch Waffenstillstand!"

„Gott sei Dank!"

„Wer ist Er — frag' ich!"

„Einer, der diesen Frieden noch verhindern kann — mit wichtigster Geheimpost unterwegs . . . um Preußens willen — laßt mich durch!"

Ein kurzes Zögern des Offiziers.

„Einer der Burschen wird hinten aufsitzen und Ihn auf die große Heerstraße nach Jugnaten bringen. Dort wird man Ihn examinieren! Melde Er, der Secondelieutenant Clausius vom Feldjäger-Regiment Yorck schicke Ihn!"

Heller Morgen schon über den Höhen von Jugnaten. Goldene Sommersonnenstrahlen über dem preußischblauen Gewimmel der Brigade Rembow. Vor den einander die Zöpfe flechtenden, mit Schweineschmalz einfettenden und weißpudernden Füsilieren, breitbeinig in seinen schwarzen Tuchstiefeln, auf seinen Stock gestützt, der Kapitän vom Dienst, in weißer Weste und weißer Hose, die silberne, schwarzseiden durchwirkte Wachtschärpe um den dunkelblauen Frack geschlungen, den silbern betreßten Dreispitz in der Stirne.

„Hat Er Pässe?"

„Nur ein halbes Dutzend falsche!"

„Warum fälscht Er seine Ausweise — he, Monsieur?"

„Weil ich sonst niemals lebendig durch Polen gekommen wäre — Tag und Nacht unterwegs — mit einer Post, an der das Schicksal Preußens hängt . . ."

„Weise Er diese Post!"

„Ich lasse sie nicht aus der Hand, Herr Kapitän! Ich darf sie nur in die Hand des Grafen Möllenbeck geben!"

Der Hauptmann der Rembow-Füsiliere las, in der erhobenen Rechten des anderen, zwischen den riesigen, roten Staatssiegeln die Aufschrift: „An Seiner Majestät in Preußen Geheimen Rat, Mitglied des Generaldirektoriums, Envoyé Extra-Ordinaire a. D., des Grafen Josias von Möllenbeck Exzellenz, auf Mariengarten." Sein Ton wurde achtungsvoller. Er frug:

„Von wem stammt dieses Memorial?"

„Von der eigenen Hand Seiner Erlaucht, des Herrn Kaiserlichen Ministers des Äußern Grafen von Stadion in Wien!"

„Wo soll Er es abgeben?"

„Im Schloß Mariengarten — auf dem Weg nach Tilsit — zwei Stunden von hier!"

„Ist Er dort bekannt?"

„Ich bin dort geboren und aufgewachsen! Mein Vater ist Hufschmied auf dem gräflichen Herrschaftshof!"

„Eines Hufschmieds Sohn . . . als Postenreiter . . . in hoher Staatsaffaire . . . hm . . . hm . . . Wer ist Er selber . . . Wie ist Sein Name?"

„Ich heiße Juel Wisselinck und bin Kandidat beider Rechte an der Universität in Königsberg!"

„Eines Hufschmieds Sohn . . . hm . . . wie ginge das wohl zu? . . . Expliziere der Herr Kandidat mir das, wenn es beliebt!"

„In der Bataille von Zorndorf, im Siebenjährigen Krieg, rettete mein Vater, ein Pommer, als Fahnenschmied bei den Ziethen-Kürassieren seinem Rittmeister, dem Grafen von Möllenbeck, dem Vater der jetzigen Exzellenz, das Leben, indem er mehrere Baschkiren aus dem Sattel hieb, und wurde selbst dabei durch eine Blessur am Bein für immer lahm. Der Graf machte ihn zum Dank zum Hofschmied im Schloß Mariengarten und stand, als mein Vater mit seiner gnädigsten Permission heiratete, bei mir, seinem einzigen Sohn, Gevatter. Ich bin der Pate Seiner Exzellenz, die vor elf Jahren, als General im Ruhestand, das Zeitliche segnete."

„Ah . . . das ändert den Fall!"

„Hochdero Sohn, der jetzige Graf Möllenbeck, hat mir die väterliche Gunst als Vermächtnis bewahrt. Er ließ mich, nachdem ich einige Zeit als Hofmeister auf adeligen Gütern konditioniert, meine juristischen Studien in Königsberg fortsetzen. Bei dem jetzigen betrübten Zustand Preußens bot ich, da meine geringe Herkunft mir den Offiziersstand verbietet, irgendwie meine bescheidenen Dienste an, zu denen mich auch meine Körperfertigkeiten eines Dorfbuben, als wie Klettern, Schwimmen, blanke Gäule reiten, qualifizieren mögen! Der Herr Graf entschlossen sich, mich, auf dessen Unscheinbarkeit kein Verdacht fiel, nach Wien zu senden, der Heimat der Gemahlin Seiner Exzellenz . . ."

„Der geborenen Gräfin Lommetsch . . . Oh . . . ich weiß es wohl!" sagte der Hauptmann der Füsilierbrigade Rembow. „Ich bin der Distinktion gewürdigt, den Herrn Minister Möllenbeck, diesen scharfsinnigen und adligen Kopf und Vorbild aller preußischen Tugenden, von Person zu kennen. Empfehle der Herr mich ihm zu Gnaden — vom Hauptmann von Wittelsburg — und setze Er seine Reise fort, so schnell es geht . . ."

In tausend Rinnen zerfahren von den Geschützrädern, den Pulver- und Mehlkarren, ein Löchergewirr durch die Nagelsohlen von Tausenden — die Heerstraße von Memel nach Tilsit. Krähengeflatter und tote Gäule am Weg — umgestürzte Planwagen im Graben — von Pferdehufen zerstampftes Getreide: Ein jetzt im Waffenstillstand unsichtbarer Riese, ragend, mit gespreizten Beinen, grinste der Krieg auf die lachende Landschaft zu seinen Füßen, auf den jungen Mann im blauen Frack da unten, rittlings auf rasselndem Wägelchen. Und der atmete doch in der Not umher aus tiefer Brust die nordisch-herbe, meeresnahe Luft der Heimat — Preußen — du letztes Preußen — hier — im äußersten Winkel zwischen der Memel und dem Krug Nimmersatt — aber immer noch Preußen . . . morgen noch Preußen . . . so Gott will . . . Herrgott — laß mich nur rechtzeitig nach Tilsit kommen . . .

Türme in der Ferne am Weg — ein Schloß zwischen grünen Parkwipfeln . . . fahre, Litauer, fahre! — Das Schloß rückte langsam näher — farbige Punkte davor — schillernd in allen Regenbogenfarben. So buntscheckig waren nur die Husaren. Sie standen in Haufen um die Hufschmiede und ließen sich ihre Gäule beschlagen, in ihren schwarzen Filzmützen mit weißem Reiherflügel und ihren langen, weißen Hosen, die blauen Dolmans über den weißverschnürten roten Pelzen und grünen Schärpen, Schlangenköpfe am Sattel- und Zaumzeug. In ihrer Mitte Christ Wisselinck, der alte gräfliche Schmied. Ein Siebziger. Aber sein Hammer härtete noch hell das heiße, rote Eisen.

„Tja, ihr Jungs!" sprach er dabei in seinem heimatlichen pommerschen Platt. „Der Herr Oberst von Lüderitz führte die Cuirassiers und fiel bei Lowositz. Der Herr Oberst Siegfried von Krosigk übernahm die Cuirassiers und fiel bei Collin. Der Herr Oberst von Ziethen übernahm die

Cuirassiers und fiel bei Zorndorf. Immer haben die Cuirassiers ihren Namen wieder wechseln müssen. Aber sie sind geblieben. So soll ja woll auch Preußen bleiben! Dat muß der Mensch ja nu in sich haben, daß er nicht kleinzukriegen ist. Sonst geiht dat nicht ... Ei ... Juel ... min Sohn ... wo kommst du her ...?"

„Laß mich ... laß mich, Vater!"

„Nu vertell' mal ... wie war die Reise?"

„Wo ist Seine Exzellenz?"

„Vorhin nach Tilsit gefahren!"

„Und die Frau Gräfin?"

„Sie rührt sich all! Mich dünkt, sie hat dich gesehen! Da schickt sie schon den Jäger und läßt dich holen! Ja — ihr Jungs — Respekt ... dat 's nun min Sohn, den empfängt eine hochgnädige Noblesse wie ihresgleichen im Ahnensaal!"

(Fortsetzung folgt.)

Der schwarze Jost.

Eine Erzählung aus der Zeit des Bundschuh
von Herbert V. Patera=Wien.

Flackernde, hoch auflodernde Feuer warfen ihr rotes Licht in die Nacht. Auf einer Lichtung, wo der Hochwald zurücktrat, bewegten sich wilde Gestalten. Verwetterte, scharfgeschnittene Gesichter, viele von Not und Elend gezeichnet. In abgeschabte Kittel gehüllt, hantierten sie an den Kesseln, die über dem Feuer hingen. Schwere Zeiten lagen über dem Land. Der Bundschuh ging um. Von harten Fronvögten und Herren bis aufs Blut gepeinigt, von früh bis in die Nacht hinein geschunden, hatten die Bauern endlich die Ketten gesprengt und zu Axt und Sense gegriffen.

Im dichten Hochwald erwarteten die Bauern ihren Führer. Er war eigentlich keiner ihres Standes, sondern ehedem ein feines Herrchen, gehörte aber jetzt zu ihnen mit Leib und Seele, seit er zum ersten Mal den roten Hahn in die Burgen geworfen. Niemand wußte zu sagen, warum Jost Heilsberg — wegen seines Haares, das wie Rabengefieder niederflatterte, wurde er allgemein der „schwarze Jost" genannt — sich den Rebellen angeschlossen hatte. Nur Gemunkel raunte, er sei dem Gottseibeiuns verschrieben.

Milchige Nebel zogen zwischen den Stämmen. Das Feuer brannte herab. Hei! Wie war das Leben jetzt schön! Kein Zehent mehr, kein Robot! Das Sengen und Brennen war doch eine weit bessere Beschäftigung. Einer fing zuerst leise zu singen an. Jauchzend stimmten alle drein. Brausend klang das Lied vom Bundschuh: „Die Sense schwirrt, die Sense klirrt. Auf, Bauern, nun marschiert!"

Urplötzlich brach der wilde Sang ab. Ein Rappe trat unter die jäh aufgescheuchte Schar. Ein totenbleiches Antlitz, dem die schwarzen Ringellocken wie Schlangen unter der Sturmhaube vorquollen, wurde sichtbar. „Der schwarze Jost!" Jubelnd begrüßten sie den vergötterten Führer. Bis knapp an das Feuer sprengte der Reiter heran. Seine flackernden Augen überblickten die wilde Horde. Mit einer Handbewegung gebot er Stille. Schneidend kam sein Wort: „Der Jäcklein Bockmeister mit seiner Schar kommt nimmer. Ihr wartet umsonst. Im Tale drunten haben ihn und die Seinen der Seebenburger Herr sowie die von Stolzberg überfallen und nach hartem Ringen zersprengt. Jäcklein und fünf andere wurden bei lebendigem Leibe gepfählt, die übrigen, auch Weib und Bankert, ertränkt." Ein Schrei der Wut gellte hoch. Die Gesichter verzerrten sich. Drohend wurden Morgensterne und Helmparte, Sensen und Holzäxte geschwungen. Schrill klang des Führers Stimme: „Drum, Brüder auf! Laßt den Bundschuh flattern. Nach Stolzberg! Der Rottensteiner soll brennen. Er und seine ganze Brut. Ich will meine Hetzhündlein loslassen. Brennt und mordet! Kein Erbarmen, auch nicht für Weib und Kind. Der Jäcklein war mir ein vielliebеr Mann. Bei meinem Wort: Alles stirbt als Fraß der Raben. Rührt die Trumbel! Auf nach Stolzberg!" Ein Brüllen war die Antwort: „Bundschuh frei!" Die Masse ordnete sich. Pferde wurden eingeschirrt. Knarrend setzten sich Wagen in Bewegung.

Schweigend ritt Jost Heilsberg vor den Seinen. Schwere Gedanken zogen ihm durch den Kopf. Ein bitteres Lächeln lag um die fest geschlossenen Lippen. Der Erbgraf von Heilsberg als Führer rebellischer Bauern. Wer ihm das noch vor Jahresfrist am kaiserlichen Hofe gesagt hätte! Eine steile Furche grub sich in die Stirn. Vor seinem geistigen Auge zog nochmals die Begebenheit vorbei, die ihn von Haus und Hof jagte und zum Rebellen machte. Junker Jost, sein Vater, saß droben in Schlesien auf seiner mächtigen Burg, war früh als Page an den Hof des Kaisers gekommen. In Wien, der fröhlichen Stadt an der Donau, lernte der Junker beim Veilchenfeste ob dem Berge von Sankt Leopold die einzige Tochter des Erbmarschalls Rüdiger von Pforzheim kennen, die schlanke Susanna. Auf blühendem Anger spann sich des Junkers erste Liebe als Maientraum rosigrot und wunderschön, bis des Edelfräuleins gestrenger Vater Kunde davon erhielt. Der jähzornige und ob seiner Rauheit Gefürchtete hatte andere Pläne mit seiner Tochter vor. Vor versammeltem Hof stellte er den Junker schroff zur Rede. Und als ihm der sonder Zagen antwortete, er liebe Susanna und hoffe sie nach dem Ritterschlag zu seiner Frau zu machen, da hatte der Marschalk die Faust gehoben, dem Junker mitten in das totenblasse Gesicht geschlagen und ihm das Hohnwort zugerufen, er werde seine Tochter nimmer einem heidnischen Wendenbastard zur Kebse geben. Der doppelte Schlag saß. War doch des Heilsbergers Mutter eine litauische Fürstentochter, die erst bei ihrer Eheschließung die Taufe nahm. Am Abend fand man den Marschalk mit durchspeerter Kehle. Heißes Wendenblut hatte rasche Rache genommen. Seit jenem Tage war der Junker vogelfrei. Bei Köhlern und Holzhauern, in Schifferhütten und bei armen Waldbauern fand er Unterschlupf, bis der schwelende Brand losbrach gegen die Herren. Jost hatte sich an die Spitze der Bauern gestellt, wußte er doch mit Gewaffen jeglicher Art gut umzugehen. Bald war er dank seiner Kühnheit und Klugheit der Liebling aller. Schon gellte der „schwarze Jost" als Angstschrei aus den Kehlen der Frauen und Kinder.

Grau lag Dämmerschein über dem Lande. In tiefer Stille ruhten Ort und Burg, als sich die Bauern vorsichtig aus dem Walde heran pirschten. Von drei Seiten legten sie einen Ring um den Berg, auf dessen halber Höhe das Schloß thronte. Flüsternde Stimmen, gedämpftes Waffengeklirr in der Stille, dann ein Hahnenschrei, bald darauf ein Käuzchenruf. Da flammte urplötzlich ein Pechkranz auf. Beile donnerten gegen verschlossene Tore. Krachend brachen Balken nieder. Strohdächer flackerten hoch auf. In einem Strom von Blut und Feuer wälzten sich die Bauern durch den Ort gegen das Schloß. Die verstörten Wachen leisteten geringen Widerstand. Nur, wo der Schloßherr selbst kämpfte, wurden die Angreifer zurückgeschlagen; doch wie ein Rachedämon flog der Rappe Josts heran. In der Faust des Reiters blitzte der uralte, wendische Streitkolben. Minutenlanges Ringen, dann fuhr die Axt krachend dem Ritter durch Helmdach und Schädel. Wie Bestien stürmten die Bauern ins Schloß. Das Geheul der Gefangenen bewies gar bald, daß sie bis aufs Blut gemartert wurden. Die Männer wurden in vorgehaltene Speere gestoßen, die Frauen an den Haaren ins Feuer gezerrt. Die Trommeln heulten ihr schauriges Lied. Hoch zu Roß hielt der schwarze Jost unter seiner entmenschten Horde. Kalt blickten seine Augen auf das Morden ringsum.

Da fuhr plötzlich namenloses Entsetzen in ihn. Aus der Frauenkemenate zerrten rohe Hände eine schlanke Gestalt. „Susanna!" Und auch sie hatte ihn erkannt. Mit einem Satze war er bei der Gruppe: „Laßt das Mädchen! Es ist mein." Ein Murren ringsum, ein baumlanger Köhler trat drohend vor: „Du hast geschworen, Schwarzer, daß alles brennen soll. Gleiches Recht für alle. Ohne Ausnahme!" — „Laßt sie los!" Fliegend kam die Antwort: „Wer ist hier Führer? Alles andere euch, aber dieser Frau hier krümmt niemand ein Härchen!" Wieder erklang das Grollen, laut und drohend; sie schlossen ihn ein: „Der Bundschuh ist Führer. Du bist nur erkürt durch unseren Willen. Merk es, schwarzer Jost! Denk an den Jäcklein und all die anderen. Ins Feuer mit dem Herrenbalg!" Blutgierig der Chor: „Ja, brennt sie, ins Feuer!" Der von Heilsberg wurde schneeweiß wie ein Linnen. Wie stolz sie daher kam, fuhr ihm durch das Gehirn. „Zum letzten Mal, das Mädchen gebt frei!" Schon lockerte er die Streitaxt am Gürtel, da rissen ihn nervige Fäuste vom Pferde und entwaffneten den sich wütend Wehrenden. „Du hast geschworen, Jost, alles soll brennen. Wir halten deinen Schwur!" Aus rauhen Kehlen kam der Schrei: „Brennt die Dirne!" Und Jost Heilsberg mußte halb ohnmächtig vor Wut und Schmerz zusehen, wie Susanna, die ihm das Liebste auf Erden gewesen, von den wütenden Bauern gepackt, an ihren braunen Haaren unter wuchtigen Schlägen zum Feuer gezerrt wurde. Mit angstverzerrtem Antlitz blickte sie Jost an. Der wand sich, Schaum vor dem Munde, unter dem Griffe der Bauern. Hellauf loderten die Flammen und verschlangen ihr Opfer. „Die Sense klirrt, die Sense schwirrt. Auf Bauern, nun marschiert!" klang dröhnend der Todessang.

Auf klappernden Hufen jagte am Abend desselben Tages ein einsamer Reiter die Straße gegen Süden. Jost Heilsberg floh vor sich selber hinaus in die Nacht.

Im Trappistenkloster von San Domenico dell Aquileja schritt ein junger Mönch schweigend neben seinen Klosterbrüdern zur Andacht. Wachsbleich war sein Antlitz, und düster flackerten die Augen. Wirr hing ihm schwarzes Haar kurzverschnitten in die zerfurchte Stirn. Tief beugte er das Haupt, als die Mönche im Chore beteten: „Und vergib uns unsere Schuld ..."

Die Bankierstochter als Apachenführerin.

Die Apachen von Lyon. — Das Duell auf Peitschen. — Die unsichtbare Führerin. — Die Apachenkönigin heiratet einen Detektiv.

Von Henry Collis.

Die Tochter eines angesehenen Bankiers in Lyon verschwand eines Tages aus ihrem Elternhause, ohne irgendeine Spur zu hinterlassen. Alle Untersuchungen blieben erfolglos. Das junge Mädchen, das eine glänzende Erziehung und Bildung genossen hatte, zeichnete sich durch einen leidenschaftlichen Abenteuerdrang aus. Da man keine Spuren eines Verbrechens entdecken konnte, nahm man an, daß Emilie — so hieß die Bankierstochter — in ein exotisches Land ausgerückt sei. Bald nach dem Verschwinden der Bankierstochter konnte die Polizei das Wirken einer geheimnisvollen Verbrecherbande feststellen. Ein raffinierter Einbruch folgte dem anderen. Jedesmal entkamen die Räuber mit reicher Beute. Der Stadtpräfekt raste, die Zeitungen schimpften über die Machtlosigkeit der Behörden, der Polizeichef Laughton war verzweifelt. In den Schlupfwinkeln der Lyoner Unterwelt sprach man von einer schönen Apachin, die sich an die Spitze einer verwegenen Räuberbande gestellt habe. Die Banditen vergötterten ihre Führerin, die auf sie einen geradezu hypnotischen Einfluß auszuüben schien. Dabei konnte sich niemand rühmen, ihre weibliche Gunst genossen zu haben. Umso stärker aber war die Anbetung der Apachen. Es gelang der Polizei, der Bande auf die Spur zu kommen. Die Banditen verteidigten sich aber mit einer derartigen Zähigkeit, daß es nicht möglich war, sie zu fassen. Mit einem Messer zwischen den Zähnen und mit zwei Revolvern bewaffnet, kämpfte eine schlanke, herrlich gewachsene junge Frau, deren Antlitz mit einer Maske verhüllt war, an der Spitze der Bande.

Eines Tages erhielt die Polizei Kunde von einem Duell, das zwischen zwei Apachen ausgefochten worden war. Ein Apachenduell ist kein gewöhnlicher Zweikampf auf Pistolen, Säbel oder Degen. Sogar Messer gelten bei den Apachen nicht immer als „feine“ Waffe. Ein raffiniertes Duell wird . . . mit Peitschen ausgeführt! Beide Gegner sind mit meterlangen Peitschen bewaffnet, mit denen sie versuchen, einander ins Gesicht zu schlagen. Ein gut gezielter Peitschenhieb an die Schläfe kann den augenblicklichen Tod zur Folge haben, während ein Schlag in die Augen den Gegner blind machen kann. In einer dunklen Gasse wurde ein durch Peitschenhieb schwerverletzter Mann bewußtlos aufgefunden. Der Polizeichef Laughton befahl, den Mann sorgfältig zu behüten, da er von ihm wichtige Geständnisse über die geheimnisvolle Apachenbande erwartete. Der halb erblindete Apache wurde in ein Hospital gebracht. Als am nächsten Tage der Polizeichef zum persönlichen Verhör des Verwundeten erschien, mußte er zu seiner größten Enttäuschung vernehmen, daß der Mann nachts gestorben war. Es stellte sich heraus, daß er durch eine Morphiumeinspritzung vergiftet war. Ein am selben Tage eingelieferter Patient, der von einem Auto leicht angefahren war, war spurlos verschwunden. Es bestand kein Zweifel, daß das Autounglück konstruiert war und daß der Mann im Hospital ein Mitglied der Bande war, das den Apachen, der vielleicht manche Enthüllung machen könnte, aus dem Wege räumen sollte. Nun tappte die Polizei wieder im Dunkeln. Es hieß jetzt mit Vorsicht und List handeln.

Der Polizeichef ließ in einer Zeitung die Mitteilung über die Versteigerung einer kostbaren Sammlung altrömischer und chinesischer Goldmünzen, die einen ungeheuren Wert hatte, und in dem Hause eines reichen Bürgers namens Dufournier untergebracht war, veröffentlichen. Der Polizeichef rechnete damit, daß die Apachenbande daraufhin einen Einbruch bei Dufournier unternehmen werde. Er ließ seine Frau, eine erfahrene Detektivin, als Stubenmädchen in den Dienst der Familie Dufournier eintreten. Die Dienerschaft des reichen Hauses wurde oft von einer Wahrsagerin besucht. Es fiel der Detektivin auf, daß die Wahrsagerin, während sie Karten legte, die Leute geschickt über die Lage der Räume ausfragte. Die Detektivin bat die Wahrsagerin, ihre Prophezeiung auf einem Blatt Papier niederzuschreiben, da sie sonst die Prophezeiung vergessen würde. Da kein Papier zur Stelle war, entnahm die Kartenlegerin ein beschriebenes Blatt aus ihrer Handtasche und kritzelte ihre Prophezeiung auf der anderen freien Seite nieder. Die andere beschriebene Seite enthielt unzusammenhängende Worte, die aber im Kriminallaboratorium der Polizei als Geheimschrift entziffert werden konnten. Es war das Bruchstück einer Mitteilung, die folgende Sätze enthielt: „Die Sache ist gut. Werde morgen die genaue Zeit angeben.“ Es war jedenfalls klar, daß die alte Wahrsagerin gleichfalls als Mitglied der Apachenbande angehörte. Das Haus wurde unter strenge Bewachung gestellt. Als eines Abends Dufournier mit seiner Familie im Theater war, hielten die Verbrecher den Augenblick für geeignet, in das Haus einzudringen. Die Detektive folgten ihnen und es entstand ein heftiger Kampf, bei dem der Polizeichef selbst schwer verwundet wurde. Der Apachenführerin gelang es, zu entfliehen. Zur größten Verwunderung der Beamten kam sie aber bald wieder zurück. Sie erschien in einer Limousine und stellte sich freiwillig der Polizei.

Jetzt aber, zum Schluß, fängt das an, was man, hätte man es in einem Film gesehen oder in einem Roman gelesen, als Kitsch zu bezeichnen geneigt wäre. Die Apachenkönigin, die unter ihrem Spitznamen Chiffon sich einer ungeheuren Popularität in den Verbrecherkreisen erfreute, erklärte, wieder zu einem geordneten Leben zurückkehren zu wollen. Es war die vor einem Jahre verschwundene Bankierstochter. Da man ihr keinen Mord nachweisen konnte, wurde sie von dem galanten französischen Gericht freigesprochen. Man begnügte sich damit, ihr die ziemlich lange Untersuchungshaft anzurechnen. Die schöne Apachenkönigin verheiratete sich dann mit einem der Detektive, der am letzten entscheidenden Kampf mit den Räubern teilgenommen hatte und den sie, da er leicht verwundet war, in ihrer Limousine ins Spital gebracht hatte. Das Paar lebt, da Chiffon sich vor der Rache ihrer ehemaligen Genossen in Acht nehmen muß, jetzt in glücklicher Ehe in Südamerika.

Bunte Chronik



* **Die ältesten Spuren der Nagelpflege.** In der heutigen Zeit der Hochkultur der Körperpflege macht man sich keine Gedanken darüber, wie alt ihre verschiedenen Formen sind. Daß die Nagelpflege schon sehr alt ist, dafür haben uns unlängst gemachte Funde ein deutliches Beispiel gegeben. In Chaldäa finden gegenwärtig Ausgrabungen in der Stadt Ur statt, bei denen man auf eine ungeheuer große Metropole gestoßen ist, die vor 5000 Jahren, anscheinend durch ein Erdbeben, zum größten Teil zerstört wurde. Bei diesen Ausgrabungen war man nun überrascht, wahrzunehmen, daß diese Menschen, deren Existenz doch schon Jahrtausende zurückliegt, eine hochentwickelte Kultur besaßen. Das Eisen war ihnen unbekannt, sie verstanden es aber in sehr geschickter Weise, es durch andere Metalle, darunter Gold, zu ersetzen. Man hat nun unlängst ein sehr schön gearbeitetes Instrument aus massivem Golde gefunden, das eine auffallende Ähnlichkeit mit den heute im Gebrauch befindlichen Nagelfeilen aufweist. Daß bereits im Altertum die Pflege der Nägel eine Rolle im menschlichen Dasein spielte, geht auch aus den Ausführungen des Propheten Daniel hervor, der über den König Nebukadnezar berichtet, daß dieser nach dem Verlust seines Verstandes seine Nägel wachsen ließ, so daß sie den Krallen der Vögel glichen. Zwischen dem bekannten König Nebukadnezar von Assyrien und seinen Vorgängern in Ur liegt aber ein Zeitraum von 2500 Jahren.

*

* **Das Testament der Zerstörung.** Der ganze nordamerikanische Staat Kansas hat volle Veranlassung, sich über ein recht merkwürdiges Testament zu wundern. Bis vor kurzem stand in Kansas City ein schloßähnliches Wohnhaus, das mit seinem ausgedehnten Park zu den schönsten Besitztümern in den Vereinigten Staaten gezählt wurde. Herrin auf „Eichenhügel“ war Frau Laura Kirkwood, die den Besitz von ihrem Vater, einem millionenreichen Verleger, geerbt hatte. Als sie vor zwei Jahren starb, hinterließ sie das Haus ihrem Gatten, doch sollte nach dessen Tod ein besonderer Zusatz ihrem Testament in Kraft treten. Kürzlich starb auch Irwin Kirkwood, der Mann der Verstorbenen, und die eigenartige Ergänzung des Testaments wurde in der Öffentlichkeit bekannt. Sie bestimmte die sofortige, gründliche Zerstörung des gesamten Besitztums. Die Testamentsvollstrecker führten den unverständlichen Wunsch der Verstorbenen sofort aus und ließen Tag und Nacht an der Niederreißung des Hauses und der Zerstörung der Grundmauern arbeiten, das Holzwerk an Ort und Stelle verbrennen. Außerdem verfügte das Testament, daß auch sämtliche Möbel und Inneneinrichtungsgegenstände von „Eichenhügel“ vernichtet werden sollten, wenn sich nicht Käufer finden würden, die sich verpflichteten, die erworbenen Stücke sofort nach mindestens 300 Kilometer entfernten Orten zu schaffen. Auch diese Verfügung wurde dem Buchstaben getreu ausgeführt, und manches kostbare Möbelstück endete auf dem Scheiterhaufen. Was Frau Kirkwood zu diesem merkwürdigen Testament veranlaßt haben mag, das Millionenwerte zerstörte, ist vorerst noch ein Geheimnis.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.